



# Leseprobe

Walter Moers  
**Die Stadt der Träumenden Bücher**  
Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,00 €



---

Seiten: 480

Erscheinungstermin: 23. November 2020

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### **Nichts ist gefährlicher als das Zauberreich der Literatur**

Das geniale Manuskript eines unbekanntes Autors treibt den jungen Dichter Hildegunst von Mythenmetz nach Buchhaim. Wenn er dem Geheimnis des Verfassers irgendwo auf die Spur kommen kann, dann in den labyrinthischen Katakomben dieser buchverrückten Stadt. Der Geruch von Druckerschwärze durchzieht die Straßen, Bibliothek reiht sich an Bibliothek. Und in den Katakomben stürzen sich belesene Buchlinge und Bücherjäger auf alles, was Buchstaben hat. Als Mythenmetz nach unzähligen Abenteuern den Schattenkönig von Buchhain trifft, scheint er am Ziel ... Mit fantastischem Ideenreichtum und grandiosen Illustrationen gelingt Walter Moers die »schönste und größte Liebeserklärung an das Lesen und die Literatur« (*Die Welt*).

Als der Pate des jungen Dichters Hildegunst von Mythenmetz stirbt, hinterlässt er seinem Schützling nur wenig mehr als ein Manuskript. Dieses aber ist so makellos, dass Mythenmetz sich gezwungen sieht, dem Geheimnis seiner Herkunft nachzugehen. Die Spur führt nach Buchhaim, der Stadt der Träumenden Bücher. Als der Held sie betritt, ist es, als würde er die Tür zu einer gigantischen Buchhandlung aufreißen. Er riecht den Anflug von Säure, der an den Duft von Zitronenbäumen erinnert, das anregende Aroma von altem Leder und das scharfe, intelligente Parfüm von Druckerschwärze. Einmal in den Klauen dieser buchverrückten Stadt, wird Mythenmetz immer tiefer hineingesogen in ihre labyrinthische Welt, in der Lesen noch eine wirkliche Gefahr ist, in der rücksichtslose Bücherjäger nach bibliophilen Schätzen gieren, Buchlinge ihren Schabernack treiben und der mysteriöse Schattenkönig herrscht.

Dies ist ein Roman, der im legendären Bücherreich Zamonien spielt. Folgende weitere Zamonienromane sind bislang erschienen:

Die 13 1/2 Leben des Käpt'n Blaubär

Ensel und Krete

*Die Stadt der Träumenden Bücher* erschien erstmals 2004  
im Piper Verlag GmbH, München



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage 2020  
Copyright © 2017 by Penguin Verlag  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Straße 28, 81673 München  
Lektorat: Rainer Wieland  
Umschlag: Walter Moers und Oliver Schmitt  
Colorierung Umschlag: Florian Biege  
Layout und Satz: Oliver Schmitt, Mainz  
Illustrationen: Walter Moers  
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-328-10751-4  
[www.penguin-verlag.de](http://www.penguin-verlag.de)  
[www.zamonien.de](http://www.zamonien.de)

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



## Eine Warnung

Hier fängt die Geschichte an. Sie erzählt, wie ich in den Besitz des *Blutigen Buches* kam und das Orm erwarb. Es ist keine Geschichte für Leute mit dünner Haut und schwachen Nerven – welchen ich auch gleich empfehlen möchte, dieses Buch wieder zurück auf den Stapel zu legen und sich in die Kinderbuch-Abteilung zu verkrümeln. Husch, husch, verschwindet, ihr Kamillenteetrinker und Heulsusen, ihr Waschlappen und Schmiegehäschen, hier handelt es sich um eine Geschichte über einen Ort, an dem das Lesen noch ein echtes Abenteuer ist! Und Abenteuer definiere ich ganz altmodisch nach dem *Zamonischen Wörterbuch*: **»Eine waghalsige Unternehmung aus Gründen des Forschungsdrangs oder des Übermuts; mit lebensbedrohlichen Aspekten, unberechenbaren Gefahren und manchmal fatalem Ausgang.«**

Ja, ich rede von einem Ort, wo einen das Lesen in den Wahnsinn treiben kann. Wo Bücher verletzen, vergiften, ja, sogar töten können. Nur wer wirklich bereit ist, für die Lektüre dieses Buches derartige Risiken in Kauf zu nehmen, wer bereit ist, sein Leben aufs Spiel zu setzen, um an meiner Geschichte teilzuhaben, der sollte mir zum nächsten Absatz folgen. Allen anderen gratuliere ich zu ihrer feigen, aber gesunden Entscheidung, zurückzubleiben. Macht's gut, ihr Memmen! Ich wünsche euch ein langes und sterbenslangweiliges Dasein und winke euch mit diesem Satz Adieu!

So. Nachdem ich meine Leserschaft gleich zu Beginn wahrscheinlich auf ein winziges Fähnlein von Tollkühnen reduziert habe, möchte ich die Übriggebliebenen herzlich willkommen heißen – seid gegrüßt, meine waghalsigen Freunde, ihr seid aus dem Holz, aus dem man Abenteurer schnitzt! Dann wollen wir auch keine Zeit mehr verlieren und unverzüglich mit der Wanderung beginnen. Denn eine Reise ist es, auf die wir uns begeben, eine antiquarische Reise nach Buchhaim, der Stadt der Träumenden Bücher. Schnürt eure Schuhe fest, es geht ein langes Stück des Weges auf felsigem, unebenem Grund, dann durch eintöniges Grasland, in dem die Halme dicht, hüfthoch und messerscharf stehen. Und schließlich auf düsteren, labyrinthischen und gefährlichen Pfaden tief hinab, hinab in die Eingeweide der Erde.

Ich kann nicht vorhersehen, wie viele von uns zurückkehren werden. Ich kann euch nur empfehlen, den Mut nie sinken zu lassen – was immer auch uns widerfährt.

Und sagt nicht, ich hätte euch nicht gewarnt!

## ፩

### Nach Buchhaim

Ist man im westlichen Zamonien auf der Hochebene von Dull in östlicher Richtung unterwegs, und sind die wogenden Grasmeere endlich durchschritten, erweitert sich plötzlich der Horizont auf dramatische Weise, und man kann endlos weit blicken, über eine flache Landschaft, die in der Ferne in die *Süße Wüste* übergeht. Im spärlich begrünten Ödland kann der Wanderer bei gutem Wetter und dünner Luft einen Fleck erkennen, der schnell immer größer wird, wenn er zügig daraufzumarschiert. Der dann kantige Formen annimmt, spitze Dächer bekommt und sich schließlich als jene legendenumrannte Stadt entpuppt, die den Namen Buchhaim trägt.

Schon von weitem kann man sie riechen. Sie riecht nach alten Büchern. Es ist, als würde man die Tür zu einem gigantischen Antiquariat aufreißen, als würde sich ein Sturm aus purem Bücherstaub erheben und einem der Moder von Millionen verrottender Folianten direkt ins Gesicht wehen. Es gibt Leute, die diesen Geruch nicht mögen, die auf dem Absatz kehrtmachen, wenn er ihnen in die Nase steigt. Zugegeben, es ist kein angenehmer Geruch, er ist hoffnungslos unmodern, er hat mit Zerfall und Auflösung zu tun, mit Vergänglichkeit und Schimmelpilzen – aber da ist auch noch etwas anderes. Ein leichter Anflug von Säure, der an den Duft von Zitronenbäumen erinnert. Das anregende Aroma von altem Leder. Das scharfe, intelligente Parfüm der Druckerschwärze. Und schließlich, über allem, der beruhigende Geruch von Holz.

Ich rede nicht von lebendem Holz, von harzigen Wäldern und frischen Fichtennadeln, ich rede von totem, entrindetem, gebleichtem, gemahlenem, gewässertem, geleimtem, gewalztem und beschnittenem Holz – kurz: von Papier. Oh ja, meine wißbegierigen Freunde, ihr riecht ihn jetzt auch, diesen Duft, der euch an vergessenes Wissen und uralte handwerkliche Traditionen erinnert. Und nun könnt ihr den

war für ihn gleichrangig mit einem selbstverfaßten Gedicht, die abgezählten Spargelreihen verglich er mit Reimschemata, ein Komposthaufen kam einem philosophischen Essay gleich. Ihr müßt mir erlauben, meine geduldigen Freunde, kurz aus seinem längst vergriffenen Werk zu zitieren – Danzelots Schilderung eines simplen Blauen Blumenkohls vermittelt einen wesentlich lebhafteren Eindruck von ihm selbst, als ich es mit tausend Worten vermag:

**N**icht wenig verblüfft die **D**ressur des **B**lauen **B**lumenkohls. **D**a muß zur **A**bwechslung der **B**lütenstand herhalten und nicht der **B**lattwuchs. **D**er **B**lütendolde anerzieht der **G**ärtner die temporäre **f**ettsucht. **I**hre zahllosen, zu einem kompakten **S**chirm zusammengedrängten **B**lütenknöschen verfetten mitsamt ihren **S**tielen zu einer unförmlichen **M**asse von bläulichem **P**flanzenspeck. **D**er **B**lumenkohl ist also eine vor dem **A**ufblühen in ihrem eigenen **f**ett verunglückte **B**lume, oder genauer gesagt: eine verunglückte **M**eltheit von **B**lumen, eine verkommene **R**ispendolde. **W**ie in aller **W**elt kann nun dieses **M**astgeschöpf mit seinen zu **S**peck verquollenen **E**ierstöcken sich weiterpflanzen? **A**uch es kehrt nach einem **A**bstecher in die **U**nnatur wieder zur **N**atur zurück. **D**er **G**ärtner freilich läßt ihm keine **Z**eit dazu, er erntet den **K**ohl auf dem **G**ipfel seiner **V**errirung, nämlich im höchsten und schmackhaftesten **S**tadium seiner **V**erfettung – dann, wenn der **P**flanzendickwanst im **G**eschmack einer **F**rikadelle gleichkommt. **D**er **S**amenzüchter dagegen läßt die **b**laue **M**asse unbehelligt in ihrem **G**artenwinkel sich zu ihrem **b**esseren **S**elbst bekehren. **K**ommt er in **d**rei **W**ochen nach ihr zu **s**ehen, so findet er statt **d**rei **P**fund **P**flanzenspeck einen von **B**ienen, **I**rrlichtern und **K**nusperkäfern umsummten, sehr **l**ockeren **B**lütenbusch. **D**ie vordem **u**nnatürlich verdickten **z**artblauen **S**tielchen haben ihre **D**icke in **L**änge umgesetzt, als **f**leischige **B**lütenstengel tragen sie nun an ihren **E**nden eine **A**nzahl **d**ünn **v**erteilter **g**elber **B**lüten. **D**ie **w**enigen **u**nverwüstlichen unter den **K**nospen färben sich **b**lau, **s**chwellen an, **b**lühn auf und **s**etzen **S**amen an. **D**iese **k**leine **t**apfere **S**char der **A**ufrechten und **N**aturgetreuen **r**ettet die **B**lumenkohljunft.

Ja, das ist Danzelot von Silbendrechsler, wie er lebte und lebte. Naturverbunden, sprachverliebt, immer präzise in der Beobachtung, optimistisch, ein bißchen verschroben und so langweilig wie möglich, wenn es um den Gegenstand seiner literarischen Arbeit ging: um Blumenkohl.

Ich habe nur gute Erinnerungen an ihn, bis auf die drei Monate, nachdem ihn – während einer der zahlreichen Belagerungen der Lindwurmefeste – ein steinernes Geschöß aus einer Wurfschleuder am Kopf traf und er danach der Überzeugung war, er sei ein Schrank voll ungeputzter Brillen. Damals befürchtete ich, er würde nie mehr aus dieser Wahnwelt zurückkehren, aber er erholte sich dann doch wieder von dem schweren Schlag aufs Haupt. Eine vergleichbar wundersame Genesung fand bei Danzelots letzter Grippe leider nicht statt.



## Danzelots Tod

**A**ls Danzelot mit achthundertachtundachtzig Jahren sein langes, erfülltes Dinosaurierleben aushauchte, zählte ich gerade erst siebenundsiebzig Lenze und hatte die Lindwurmefeste noch kein einziges Mal verlassen. Er starb in Folge eines eigentlich harmlosen grippalen Infektes, der sein geschwächtes Immunsystem überfordert hatte (ein Ereignis, das meine grundsätzlichen Zweifel an der Zuverlässigkeit von Immunsystemen noch vertiefte).

So saß ich an diesem unglückseligen Tag an seinem Sterbebett und notierte den folgenden Dialog, denn mein Dichtpate hatte mich dazu aufgefordert, seine letzten Worte zu protokollieren. Nicht, weil er so eitel gewesen wäre, seine Sterbeseufzer der Nachwelt erhalten zu wollen, sondern weil er glaubte, daß dies für mich eine einmalige Chance war, auf diesem speziellen Gebiet an authentisches Material zu gelangen. Er starb also in Ausführung seiner Pflicht als Dichtpate.

**Danzelot:** »Ich sterbe, mein Sohn.«

**Ich** (*mit den Tränen ringend, sprachlos*): »Huh ...«

**Danzelot:** »Ich bin weit davon entfernt, das aus fatalistischen Motiven oder philosophischer Altersmilde gutzuheißen, aber ich muß mich wohl damit abfinden. Jeder kriegt nur das eine Faß, und meins ist ziemlich voll gewesen.«

*(Im nachhinein freue ich mich, daß er das Bild des vollen Fasses benutzte, denn es deutet darauf hin, daß er sein Leben als reichhaltig*

*und erfüllt ansah. Man hat viel erreicht, wenn einen sein Leben an ein volles Faß erinnert und nicht an einen leeren Eimer.)*

**Danzelot:** »Hör zu, mein Junge: Ich habe dir nicht viel zu vermachen, jedenfalls nicht in pekuniärer Hinsicht. Das weißt du. Ich bin keiner von diesen stinkreichen Lindwurmfesteschriftstellern geworden, die ihre Honorare in Säcken im Keller stapeln. Ich werde dir meinen Garten vererben, aber ich weiß, daß du dir nicht viel aus Gemüse machst.«

*(Das war richtig. Ich als junger Lindwurm konnte mit den Blumenkohlverberrlichungen und den Hymnen an den Rhabarber in Danzelots Gartenbuch herzlich wenig anfangen, und ich machte auch keinen Hehl daraus. Erst in späteren Jahren keimte Danzelots Saat, ich legte mir sogar selber einen Garten an, züchtete Blauen Blumenkohl und holte mir manche Inspiration aus der gezähmten Natur.)*

**Danzelot:** »Ich bin also ziemlich klamm zur Zeit ...«

*(Der bedrückenden Situation zum Trotz konnte ich mir ein Prusten nicht verkneifen, denn die Benutzung des Wortes »klamm« in seinem Zustand hatte etwas unfreiwillig Komisches, ein Fehlgriff in die Schublade des schwarzen Humors – den Danzelot mir in einem Manuskript wohl rot angestrichen hätte. Aber mein Prusten ins Taschentuch konnte auch als tränenersticktes Schneuzen durchgehen.)*

**Danzelot:** »... und kann dir daher in materieller Hinsicht nichts vermachen.«

*(Ich winkte ab und schluchzte, diesmal vor Rührung. Er starb gerade und machte sich gleichzeitig Sorgen um meine Zukunft. Das war ergreifend.)*

**Danzelot:** »Aber ich besitze da etwas, das wesentlich wertvoller ist als alle Schätze von Zamonien. Zumindest für einen Schriftsteller.«

*(Ich sah ihn mit tränengefüllten Augen an.)*

**Danzelot:** »Ja, man könnte sagen, daß es wahrscheinlich neben dem Orm das Wertvollste ist, in dessen Besitz ein Schriftsteller in seinem Leben kommen kann.«



*(Er machte es ziemlich spannend. An seiner Stelle hätte ich mich bemüht, die nötigen Informationen in gebotener Kürze loszuwerden. Ich beugte mich vor.)*

**Danzelot:** »Ich bin im Besitz des großartigsten Textes der gesamten zamonischen Literatur.«

*(Ach herrje, dachte ich. Entweder er fängt an zu delirieren, oder er will mir seine verstaubte Bibliothek vermachen und redet von seiner Erstaussgabe des Ritter Hempel, jener uralten Schwarte von Gryphius von Odenhobler, den er als Schriftsteller so vorbildlich und ich so unlesbar fand.)*

**Ich:** »Was meinst du damit?«

**Danzelot:** »Vor einiger Zeit sandte mir ein junger zamonischer Dichter von außerhalb der Lindwurmefeste ein Manuskript. Mit dem üblichen verschämten Blabla, daß dies nur ein bescheidener Versuch, ein zaghafter Schritt ins Ungewisse sei und so weiter, und ob ich nicht mal sagen könnte, was ich davon hielt – und vielen Dank im voraus!

Nun, ich habe es mir zur Pflicht gemacht, all diese unverlangt eingesandten Manuskripte auch zu lesen, und ich darf mit Fug und Recht behaupten, daß mich diese Lektüre einen nicht unerheblichen Teil meines Lebens und einige Nerven gekostet hat.«

*(Danzelot hustete ungesund.)*

**Danzelot:** »Aber die Geschichte war nicht lang, nur ein paar Seiten, ich saß gerade am Frühstückstisch, hatte mir eine Tasse Kaffee eingeschickt und die Zeitung schon ausgelesen, also nahm ich mir den Text gleich vor – jeden Tag eine gute Tat, du weißt schon, warum nicht gleich zum Frühstück, dann hatte ich es hinter mir. Ich war durch langjährige Erfahrung auf das übliche Gestammel eines mit Stil, Grammatik, Liebeskummer und Weltekel ringenden Jungschriftstellers vorbereitet, also seufzte ich und begann mit der Lektüre.«

*(Danzelot seufzte herzerreißend, und ich wußte nicht, ob es eine Imitation seines damaligen Seufzers war oder mit seinem baldigen Dahinscheiden zusammenhing.)*

**Danzelot:** »Als ich ungefähr drei Stunden später wieder zur Tasse griff, war sie immer noch randvoll und der Kaffee eiskalt. Ich hatte für das Lesen der Geschichte aber keine drei Stunden gebraucht, sondern nicht mal fünf Minuten – ich muß die restliche Zeit regungslos dagesessen haben, den Brief in der Hand, in einer Art Schockzustand. Sein Inhalt hatte mich mit einer Wucht getroffen, zu der sonst nur das Geschoß einer Steinschleuder in der Lage gewesen wäre.«

*(Unangenehme Erinnerungen an die Zeit, in der sich Danzelot für einen Schrank voll ungeputzter Brillen gehalten hatte, flammten kurz auf – und dann, ich muß es hier gestehen, dachte ich etwas Unerhörtes. Denn was mir im nächsten Augenblick durch den Kopf ging, war im exakten Wortlaut: »Hoffentlich kratzt er jetzt nicht ab, bevor er mir erzählt hat, was in diesem verdammten Brief stand.«*

*Nein, ich dachte nicht: »Hoffentlich stirbt er nicht« oder »Du mußt leben, Dichtpate!« oder so etwas ähnliches, sondern obenstehenden Satz, und ich schäme mich bis auf den heutigen Tag, daß darin das Wort »abkratzen« vorkam. Danzelot ergriff mein Handgelenk und umklammerte es wie ein Schraubstock, Er hob den Oberkörper und sah mich mit weit aufgerissenen Augen an.)*

**Danzelot:** »Die letzten Worte eines Sterbenden – und er will dir etwas Sensationelles mitteilen! Merk dir diesen Kunstgriff! Da kann keiner aufhören zu lesen! Keiner!«

*(Danzelot starb, und in diesem Augenblick war ihm nichts wichtiger, als mir diesen trivialen Trick für Jahrmarchtschriftsteller beizubringen – das war Dichtpatenschaft in rührendster Vollendung. Ich schluchzte ergriffen, und Danzelot lockerte seinen Griff und sank ins Kissen zurück.)*

**Danzelot:** »Diese Geschichte war nicht lang, zehn handgeschriebene Seiten, aber ich habe nie, verstehst du, niemals in meinem ganzen Leben etwas nur annähernd so Vollkommenes gelesen.«

*(Danzelot war zeitlebens ein besessener Leser gewesen, vielleicht der fleißigste der Lindwurmefeste, dementsprechend beeindruckend war diese Bemerkung für mich. Er steigerte meine Neugier ins Unermeßliche.)*

**Ich:** »Was stand darin, Danzelot? Was?«

**Danzelot:** »Hör zu, mein Junge, ich habe nicht mehr die Zeit, dir die Geschichte zu erzählen. Sie liegt in der Erstausgabe des *Ritter Hempel*, die ich dir zusammen mit meiner gesamten Bibliothek vermachen möchte.«

*(Hatte ich es doch geahnt! Meine Augen füllten sich wieder mit Tränen.)*

**Danzelot:** »Ich weiß, daß du diese Schwarte nicht besonders magst, aber ich kann mir vorstellen, daß Odenhobler dir eines Tages ans Herz wachsen wird. Das ist eine Altersfrage. Schau bei Gelegenheit noch mal hinein.«

*(Ich versprach es mit einem tapferen Nicken.)*

**Danzelot:** »Was ich dir sagen will: Diese Geschichte war so vollkommen geschrieben, so makellos, daß sie mein Leben radikal veränderte. Ich beschloß, das Schreiben weitgehend aufzugeben, denn niemals würde ich etwas auch nur annähernd Perfektes erschaffen. Hätte ich diese Geschichte nie gelesen, dann wäre ich weiter meiner diffusen Vorstellung von Hochliteratur gefolgt, die ungefähr so in der Preisklasse von Gryphius von Odenhobler liegt. Ich hätte nie erfahren, wie vollendete Dichtung wirklich aussieht. Aber jetzt hielt ich sie in Händen. Ich resignierte, aber ich resignierte mit Freuden. Ich setzte mich nicht aus Faulheit oder Furcht oder sonstigen niederen Beweggründen zur Ruhe, sondern aus Demut vor wirklichem künstlerischen Adel. Ich beschloß, mein Leben in den Dienst der handwerklichen Aspekte des Schreibens zu stellen. Mich an die Dinge zu halten, die vermittelbar sind. Du weißt schon: Blumenkohl.«

*(Danzelot machte eine lange Pause. Fast dachte ich, er sei schon verstorben, da fuhr er fort.)*

**Danzelot:** »Und dann habe ich den größten Fehler meines Lebens gemacht: Ich habe diesem jungen Genie einen Brief geschrieben, in dem ich ihm empfahl, sich mit seinem Manuskript nach Buchhaim zu begeben, um sich dort einen Verleger zu suchen.«

*(Danzelot seufzte noch einmal schwer.)*

**Danzelot:** »Das war das Ende unserer Korrespondenz. Ich habe nie wieder von ihm gehört. Wahrscheinlich ist er meinem Ratschlag gefolgt, auf seiner Reise nach Buchhaim verunglückt oder in die Hände von Straßenräubern oder Korndämonen gefallen. Ich hätte zu ihm eilen, meine schützende Hand über ihn und sein Werk halten müssen, und was mache ich? Ich schicke ihn nach Buchhaim, in die Höhle des Löwen, eine Stadt voller Leute, die mit Literatur Geld machen, Pfennigfuchser und Aasgeier. Eine Stadt voller Verleger! Ich hätte ihn genausogut in einen Wald voller Werwölfe schicken können, mit einer Glocke um den Hals!«

*(Mein Dichtpate röchelte, als gurgle er mit Blut.)*

**Danzelot:** »Ich hoffe, ich habe all das, was ich an ihm falsch gemacht habe, an dir wiedergutmacht, mein Junge. Ich weiß, daß du das Zeug dazu hast, einmal der größte Schriftsteller Zamoniens zu werden. Daß du das Orm erlangen wirst. Und um dahin zu kommen, wird es dir helfen, diese Geschichte zu lesen.«

*(Danzelot hing noch dem alten Glauben an das Orm an, eine Art mysteriöse Kraft, die manche Dichter in Augenblicken höchster Inspiration durchströmen soll. Wir jungen und aufgeklärten Schriftsteller belächelten diesen antiquierten Hokuspokus, aber aus Respekt vor den Dichtpaten hielten wir uns mit zynischen Bemerkungen über das Orm zurück. Nicht aber, wenn wir unter uns waren. Ich kenne Hunderte von Orm-Witzen.)*

**Ich:** »Das werde ich tun, Danzelot.«

**Danzelot:** »Aber laß dich nicht verschrecken! Der Schock, den du dabei erfahren wirst, wird fürchterlich sein! Jede Hoffnung wird von dir abfallen, du wirst versucht sein, deine schriftstellerische Karriere aufzugeben. Vielleicht wirst du daran denken, dich zu töten.«

*(Sprach er irre? Eine derartige Wirkung konnte kein Text der Welt auf mich haben.)*

**Danzelot:** »Du mußt diese Krise überwinden. Mach eine Reise! Wandere durch Zamonien! Erweitere deinen Horizont! Lerne die Welt kennen! Irgendwann wird der Schock sich umwandeln in Inspiration.

# 8

## Der Brief

Ich war in den nächsten Tagen viel zu sehr mit den Ereignissen beschäftigt, die durch Danzelots Tod verursacht wurden, um seinen letzten Worten nachzuforschen: die Beerdigung, die Ordnung seines Nachlasses, die Trauer. Als sein Dichtpatenkind hatte ich die Todes-Ode zu verfassen, ein mindestens hundertzeiliges hymnisches Gedicht, in Alexandrinern, das während der Leichenverbrennung vor allen Bewohnern der Lindwurmeste verlesen wurde. Anschließend durfte ich seine Asche von der Spitze der Feste in alle Winde verstreuen. Danzelots Überreste wehten einen Augenblick in der Luft wie ein dünner grauer Schleier, dann lösten sie sich in feinen Nebel auf, der langsam hinabsank und sich schließlich völlig verflüchtigte.

Ich hatte sein kleines Haus mit der Bibliothek und dem Garten geerbt, daher beschloß ich, endlich das Heim meiner Eltern zu verlassen und dort einzuziehen. Der Umzug nahm ein paar Tage in Anspruch, und schließlich fing ich an, meine eigenen Bücher in die Bibliothek meines Onkels einzuordnen. Hin und wieder purzelten mir Manuskripte entgegen, die Danzelot zwischen die Bücher gesteckt hatte, vielleicht, um sie vor neugierigen Blicken zu verbergen. Es waren Notizen, rasch skizzierte Ideen, manchmal ganze Gedichte. Eins davon lautete:

**Bin schwarz, aus Holz und stets verschlossen  
Seitdem mit Stein sie mich beschossen  
In mir ruh'n tausend trübe Linsen  
Seitdem mein Haupt ging in die Binsen  
Dagegen helfen keine Pillen:  
Ich bin ein Schrank voll ungeputzter Brillen**

O je, ich hatte keine Ahnung gehabt, daß Danzelot in seiner umnachteten Phase gedichtet hatte. Ich erwog kurz, das Manuskript zu vernichten, um diesen Makel in Knittelversen aus seinem Nachlaß zu entfernen. Aber dann besann ich mich eines Besseren – als Dichter ist man der Wahrheit verpflichtet, Gutes wie Schlechtes – es gehört der lesenden Allgemeinheit. Ächzend räumte ich weiter Bücher ein, bis ich zum Buchstaben O kam – Danzelot hatte seine Bibliothek alphabetisch nach den Nachnamen der Autoren geordnet. Dort fiel

len zwischen den Worten schienen von unabänderlicher Wichtigkeit zu sein. Und der Inhalt? Der Text, soviel kann ich verraten, handelte von den Gedanken eines Schriftstellers, der sich im Zustand des *horror vacui*, der Angst vor dem leeren Blatt befand. Den die absolute Schreibhemmung gelähmt hatte und der verzweifelt darüber grübelte, mit welchem Satz er seine Geschichte beginnen sollte.

Keine besonders originelle Idee, zugegeben! Wie viele Texte sind nicht schon über diese klassische, fast klischeehafte Situation des Dichterberufes verfaßt worden! Ich kenne sicher Dutzende, und ein paar davon sind von mir selbst. Meist zeugen sie nicht von der Größe des Schriftstellers, sondern von seinem Unvermögen: Ihm fällt nichts ein, also schreibt er darüber, daß ihm nichts einfällt – so als würde ein Flötist, der seine Noten vergessen hat, sinnlos auf seiner Tute herumblasen, nur weil es sein Beruf ist.

Aber dieser Text ging mit der verbrauchten Idee so brillant, so geistreich, so tiefeschürfend und gleichzeitig derart erheiternd um, daß er mich binnen weniger Absätze in einen Zustand fiebriger Ausgelassenheit versetzte. Es war, als tanzte ich mit einem schönen Dinosauriermädchen, leicht berauscht von ein paar Gläsern Wein, zu himmlischer Musik. Mein Hirn schien um seine eigene Achse zu rotieren. Gedanken, funkensprühend wie Sternschnuppen, hagelten auf mich herab und verglühten zischend auf meiner Hirnrinde. Von dort aus verbreiteten sie sich kichernd in meinem Kopf, brachten mich zum Lachen, provozierten mich zu lauthaler Bestätigung oder Gegenrede – noch nie hatte mich eine Lektüre zu so lebhafter Reaktion veranlaßt.

Ich muß einen hochgradig verwirrten Eindruck gemacht haben, wie ich da so in der Gasse auf und ab stolzierte, laut deklamierend, den Brief umherschwenkend, ab und zu hysterisch auflachend oder mit den Füßen trampelnd vor Begeisterung. Aber in der Lindwurm-feste gehört schrulliges Verhalten in der Öffentlichkeit zum guten Ton, daher rief mich niemand zur Ordnung. Vielleicht probte ich ja ein Theaterstück, dessen Hauptfigur dem Wahnsinn verfallen war.

Ich las weiter. An dieser Art zu schreiben war alles richtig, derart vollkommen, daß mir die Tränen kamen – was mir ansonsten nur bei ergreifender Musik widerfährt. Das war – gigantisch, so überirdisch, so endgültig! Ich schluchzte hemmungslos und setzte meine Lektüre durch den Tränenfilm hindurch fort, bis mich plötzlich ein neuer Gedanke solchermaßen erheiterte, daß meine Tränen abrupt versiegtten und ich einen Lachkrampf erlitt. Ich grölte wie ein besoffener Idiot, während ich mir mit der Faust auf den Oberschenkel hämmerte –

Mienen ihre Kopfbedeckungen, weil sie glaubten, ich sei noch in Trauer aufgelöst über den Verlust meines verblichenen Dichtpaten. In dem Moment mußte ich wieder loskreischen, und sie entfernten sich schnell unter meinem hysterischen Gelächter. Dann beruhigte ich mich endlich so weit, daß ich weiterlesen konnte.

Eine Perlenkette von Assoziationen zog sich über die nächste Seite, die mir so taufrisch, so gnadenlos originell und gleichzeitig so tiefgründig erschien, daß ich mich für die Banalität jedes einzelnen Satzes schämte, den ich bis dahin selber verfaßt hatte. Wie Sonnenstrahlen durchschossen und erhellten sie mein Gehirn, ich jauchzte und klatschte mehrmals in die Hände, gleichzeitig hätte ich am liebsten jeden Satz doppelt mit einem Rotstift unterstrichen und »Ja! Ja! Genau!« an den Rand des Briefes geschrieben. Ich weiß noch, daß ich jedes einzelne Wort eines Satzes küßte, der mir besonders gut gefiel.

Passanten gingen kopfschüttelnd an mir vorbei, während ich mit dem Brief durch die Feste tanzte und jubilierte, aber ich schenkte ihnen keine Beachtung. Simple Zeichen auf Papier waren es, die mich in schiere Ekstase versetzten. Wer auch immer diese Zeilen geschrieben hatte, er hatte unseren Beruf in einen Bereich geführt, der mir bisher verschlossen war. Ich keuchte vor Demut.

Dann kam wieder ein Absatz, und ein gänzlich neuer Ton wurde angeschlagen, hell und klar wie eine gläserne Glocke. Die Worte wurden plötzlich zu Diamanten, die Sätze zu Diademen. Dies waren unter geistigem Hochdruck konzentrierte Gedanken, mit wissenschaftlicher Präzision berechnete, gespaltene, geschliffene und polierte Worte, zusammengefügt zu Preziosen von kristallener Vollkommenheit, die an die exakten und einmaligen Strukturen von Schneeflocken erinnerten. Eine Kälte ging von diesen Sätzen aus, die mich erschauern ließ, aber es war nicht die irdische Kälte des Eises, sondern die erhabene, große, ewige Kälte des Weltraums. Das war Denken, Schreiben, Dichten in seiner reinsten Form – niemals zuvor hatte ich etwas auch nur annähernd so Makelloser gelesen.

Einen einzigen Satz will ich aus diesem Text zitieren, nämlich denjenigen, mit dem er endete. Es war gleichzeitig jener erlösende Satz, welcher dem von Schreibhemmung geplagten Dichter endlich einfiel, um seine Arbeit beginnen zu können. Ich benutze diesen Satz seither jedesmal, wenn mich selbst die Angst vor dem leeren Blatt ergriffen hat, er ist unfehlbar und seine Wirkung immer die gleiche: der Knoten platzt, und der Strom der Worte ergießt sich auf das weiße Papier. Er funktioniert wie eine Zauberformel, und ich glaube manch-

**A**m nächsten Morgen beschloß ich, die Lindwurmeste zu verlassen. Nachdem ich die ganze Nacht alle Alternativen zur Bewältigung meiner Krise gedanklich durchgespielt hatte – Sturz von den Zinnen der Feste, Flucht in den Alkohol, Beendigung der künstlerischen Laufbahn und Beginn eines Eremitendaseins, Blumenkohlzucht in Danzelots Garten –, entschied ich mich dafür, den Ratschlag meines Dichtpaten zu befolgen und eine längere Reise anzutreten. Ich schrieb einen tröstlichen Abschiedsbrief in Sonettform an meine Eltern und Freunde, nahm mein Erspartes und packte mir ein Reisebündel mit zwei Gläsern von Danzelots Marmelade, einem Laib Brot und einer Wasserflasche.

Ich verließ die Feste im Morgenrauen, schlich mich wie ein Dieb durch die leeren Gassen und atmete erst auf, als ich ins Freie trat. Ich wanderte viele Tage lang, mit nur wenigen Pausen, denn ich hatte ein Ziel: Ich wollte nach Buchhaim, um die Spur jenes geheimnisvollen Dichters aufzunehmen, dessen Kunst mich in solche Höhen geleitet hatte. Er sollte, so malte ich mir in meiner jugendlichen Zuversicht aus, den leeren Platz meines Dichtpaten ersetzen und mein Lehrmeister werden. Er sollte mich hinaufführen in jene Sphäre, in der solche Dichtung entstand. Ich hatte keine Ahnung, wie er aussah, ich wußte nicht, wie er hieß, nicht einmal, ob er überhaupt noch existierte, aber ich war überzeugt, daß ich ihn finden würde – oh grenzenlose Zuversicht der Jugend!

So kam ich nach Buchhaim, und hier stehe ich nun, zusammen mit euch, meine furchtlos lesenden Freunde! Und hier, an der Grenze der Stadt der Träumenden Bücher, hier fängt die Geschichte erst richtig an.



## Die Stadt der Träumenden Bücher

**W**enn man sich an den überwältigenden Geruch von vermodernem Papier gewöhnt hatte, der aus den Eingeweiden von Buchhaim emporstieg, wenn die ersten allergischen Niesanfalle überstanden waren, die der überall herumwirbelnde Bücherstaub verursachte, und wenn die Augen langsam aufhörten, vom beißenden Qualm der tausend Schlote zu tränen – dann konnte man endlich anfangen, die zahllosen Wunder der Stadt zu bestaunen.



mauspelz gebunden! *Die Ameisentrommel* von Sansemina van Geisterbahner, in der legendären Spiegelschriftausgabe! *Der gläserne Gast* von Zodiak Glockenschrey! Hampo Henks experimenteller Roman *Der Hund, der nur im Gestern bellte* – lauter Bücher, von deren Lektüre ich träumte, seit Danzelot mir davon vorgeschwärmt hatte. An jeder Fensterscheibe drückte ich meine Nüstern platt, wie ein Betrunkenere tastete ich mich an ihnen entlang, und ich kam nur im Schneckentempo vorwärts. Bis ich mich schließlich zusammenriß und beschloß, keine einzelnen Titel mehr wahrzunehmen und endlich Buchhaim als Ganzes auf mich wirken zu lassen. Ich hatte den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen, beziehungsweise die Stadt vor lauter Büchern. Nach dem behäbigen, traumverlorenen Dichterleben auf der Lindwurmfeste, das höchstens ab und zu durch eine vorübergehende Belagerung gesteigert wurde, bescherte mir das Treiben in den Straßen von Buchhaim einen Hagelschauer von Eindrücken. Bilder, Farben, Szenen, Geräusche und Gerüche – alles war neu und aufregend. Zamonier aller Daseinsformen – und jeder hatte ein fremdes Gesicht. Auf der Feste gab es nur die immergleiche Parade von vertrauten Visagen, Verwandte, Freunde, Nachbarn, Bekannte – hier war alles unbekannt und kurios.

Tatsächlich begegnete ich auch dem ein oder anderen Bewohner der Lindwurmfeste. Dann blieben wir kurz stehen, begrüßten uns höflich, tauschten ein paar Floskeln aus, wünschten uns gegenseitig einen angenehmen Aufenthalt und verabschiedeten uns wieder. Derart reservierten Umgang pflegen wir alle auf Reisen, was unter anderem damit zu tun hat, daß man nicht in die Fremde gezogen ist, um seinesgleichen zu begegnen.

Nun aber weiter, weiter, das Unbekannte erforschen! Überall standen ausgemergelte Dichter und deklamierten lauthals aus ihren Werken, in der Hoffnung, daß irgendein Verleger oder steinreicher Mäzen vorbeischlenderte und auf sie aufmerksam wurde. Ich beobachtete, daß einige auffällig wohlgenährte Gestalten um die Straßenpoeten herumschlichen, dicke Wildschweinlinge, die aufmerksam zuhörten und sich ab und zu Notizen machten. Das waren allerdings alles andere als freigebige Gönner, sondern Literaturagenten, die hoffnungsvolle Autoren in Knebelverträge zwängten, um sie dann gnadenlos als Geisterautoren auszupressen, bis ihnen auch die letzte originale Idee abgemolken war – davon hatte mir Danzelot erzählt.

Nattifftoffische Beamte patrouillierten wachsam in kleinen Gruppen, auf der Suche nach illegalen Verkäufern, die über keine Nattifft-

über vier Arme verfügte. Andere Straßenkünstler hatten sich als populäre Figuren der zamonischen Literaturgeschichte verkleidet und gaben auswendig gelernte Stellen aus den entsprechenden Werken zum besten, wenn man ihnen etwas Geld hinwarf. An einer einzigen Straßenkreuzung sah ich Hario Schunglisch aus *Die Gewürfelten*, Oku Okra aus *Wenn die Steine weinen* und die schwindsuchtgeplagte Protagonistin Zanilla Hustekuchen aus Gofid Letterkerls Meisterwerk *Zanilla und der Murch*.

»Ich bin nur eine Berghutze«, rief die Zanilla-Darstellerin gerade voller Dramatik, »und du, mein Geliebter, du bist ein Murch. Wir werden niemals zueinanderfinden. Laß uns gemeinsam von der Dämonenklamm springen!«

Diese wenigen Sätze genügten bereits, um mir wieder die Tränen in die Augen zu treiben. Gofid Letterkerl war ein Genie! Nur mit Mühe riß ich mich von dem Schauspiel los.

Weiter! Weiter! Auf Plakaten in den Schaufenstern, die ich aufmerksam studierte, wurde für Deklamationsabende, literarische Salons, Buchpremierer und Reimwettbewerbe geworben. Fliegende Händler rissen mich immer wieder davon los, versuchten, mir ihre abgegriffenen Schwarten aufzudrängen, und verfolgten mich ganze Straßenzüge lang, lauthals aus ihrem Ramsch deklamierend.

Auf der Flucht vor einem von diesen zudringlichen Kerlen kam ich an einem schwarzgestrichenen Haus vorbei, über dessen Tür eine Holztafel annoncierte, daß es das *Kabinett der Gefährlichen Bücher* sei. Ein Hundling im roten Samtumhang schlich davor auf und ab und raunte den Passanten mit furchterregend gebleckten Zähnen zu: »Betreten des *Kabinetts der Gefährlichen Bücher* auf eigene Gefahr! Eintritt für Kinder und Greise verboten! Rechnen Sie mit dem Schlimmsten! Hier gibt es Bücher, die beißen können! Bücher, die Ihnen nach dem Leben trachten! Giftige, würgende und fliegende Bücher! Alle echt! Das ist keine Geisterbahn, das ist die Wirklichkeit, meine Herrschaften! Machen Sie Ihr Testament und küssen Sie Ihre Liebsten, bevor Sie das *Kabinett der Gefährlichen Bücher* betreten!«

Aus einem Nebenausgang wurden in regelmäßigen Abständen lakenbedeckte Körper auf Bahren herausgetragen, und aus den zugenagelten Fenstern des Hauses drangen gedämpfte Schreie – trotzdem strömten die Zuschauer in Scharen in das Kabinett.

»Das ist nur eine Touristenfalle«, sprach mich ein buntscheckig gekleideter Halbzwerger an. »Niemand wäre so bescheuert, echte *Gefährliche Bücher* der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Wie wär's

mit etwas wirklich Authentischem? Interessiert an einem Orm-Rausch?«

»Was?« fragte ich irritiert zurück.

Der Zwerg öffnete sein Gewand und präsentierte mir ein Dutzend kleiner Fläschchen, die in der Innenseite steckten. Er sah sich nervös um und schloß den Umhang wieder. »Das ist das Blut von echten Dichtern, in denen das Orm kreist«, flüsterte er verschwörerisch. »Ein Tropfen davon in ein Glas Wein, und du halluzinierst ganze Romane! Nur fünf Pyras\* das Fläschchen!«

»Nein, danke!« wehrte ich ab. »Ich bin selber Dichter!«

»Ihr Lindwurmefeste-Snobs haltet euch alle für was Besonderes!« rief mir der Zwerg nach, als ich mich hastig entfernte. »Ihr dichtet auch nur mit Tinte! Und das Orm, das erlangen auch von euch nur die wenigsten!«

Herrje, ich war offensichtlich in eine der schäbigeren Ecken Buchhaims geraten. Erst jetzt bemerkte ich, daß hier auffällig viele

---

\*A. d. Ü.: Die Zamonischen Währungsverhältnisse und Maßeinheiten sind eine so komplexe Angelegenheit, daß sie ein eigenes Buch rechtfertigen – und dieses wurde auch geschrieben, in Form des hundertbändigen BUNKEL, in welchem der Druidenmathematiker und Nationalökonom Aristoteles von Bunkel sämtliche einschlägigen Systeme Zamonien akribisch auflistet und erläutert. Es liegt auf der Hand, daß auf einem Kontinent, dessen Bewohner mal erbsenklein, mal baumlang und mal riesengroß sind, die unterschiedlichsten Währungen und Maße existieren. Was dem Bonsaimännlein sein *Pixl*, ist dem Rübenzähler sein *Vorrz*, und wenn ich beides mit einem *Meter* übersetzen würde, läge ich beide Male falsch, obwohl sowohl Bonsaimännlein wie Rübenzähler jeweils eine Maßeinheit meinen, die proportional zu ihrer Körpergröße einem Meter entspricht. Und ich rede erst gar nicht vom fhernhachischen *Hachen* oder vom voltigorischen *Gork!* Die Bewohner der Lindwurmefeste und damit auch Mythenmetz besaßen sogar ein Maßsystem, das streng poetisch orientiert ist und sehr kompliziert mit Einheiten wie *Hexameter*, *Fallhöhe* oder *Metapherdichte* rechnete.

Es gab Hünenrassen, deren Kleingeld die Größe von Mühlsteinen erreichte, während eine Daseinsform wie die der Eydeeten sich mit dem telepathischen Austausch von Doktorarbeiten behalf. Aber trotz dieser unterschiedlichen Auffassungen von »Geld« war der Pyra, eine silberne Münze in Form einer winzigen Pyramide, ein allgemein anerkanntes Mittel, das besonders in Handelszentren wie Buchhaim den Zahlungsverkehr regelte.

Ich habe mir der Anschaulichkeit halber erlaubt, die zamonischen in unsere europäischen Maßeinheiten zu übersetzen, wenn Mythenmetz von Größenverhältnissen, Entfernungen oder Gewichten spricht, wollte aber den Pyra, dessen Wert ungefähr einer Sesterze zur Zeit Vergils entspricht, der Authentizität wegen unübersetzt lassen.

»Da! Da! Hosian Rapido!« kreischten sie plötzlich und zeigten aufgeregt mit ihren kleinen Fingern auf irgend jemand, oder »Da! Da! Keilhard der Empfindsame trinkt einen Kaffee!«. Und dann wurde regelmäßig mindestens einer in ihrer Gruppe ohnmächtig.

Ich wanderte und wanderte, und ich muß gestehen, daß all die Wunder, die ich dabei erblickte, mein Erinnerungsvermögen überfordern. Es war, als ginge man in einem verschwenderisch illustrierten Buch spazieren, in dem ein künstlerischer Einfall den nächsten übertrumpfte. Wandelnde Buchstaben, die Reklame für moderne Druckerpressen liefen. Hauswände, auf die bekannte Romanfiguren gemalt waren. Denkmäler für Dichter. Antiquariate, aus denen die Schwarten förmlich auf die Straße quollen. Daseinsformen aller Art, die in den Bücherkisten wühlten und sich darum rissen. Riesige Midgard-Schlangen, die gewaltige Karren voll antiquarischen Ramschs zogen, mit grobschlächtigen Rübenzählern darin, die den Schund fuderweise in die Menge schleuderten. In dieser Stadt mußte man sich andauernd ducken, um nicht von einem Buch am Kopf getroffen zu werden.

Ich fing in all dem Trubel nur Satzketten auf, aber jedes Gespräch schien sich in irgendeiner Form um Bücher zu drehen:

»... mit Schreckenliteratur kannst du mich in den Werwolfswald jagen ...«

»... liest heute abend zur Holzzeit in der Buchhandlung ›Goldschnitt‹ ...«

»... Erstausgabe von Aurora Janus' zweitem Roman gekauft, mit dem doppelten Druckfehler im Vorwort, für nur drei Pyras ...«

»... wenn einer das Orm draufhat, dann ja wohl Dölerich Hirnfidler ...«

»... typographisch eine Schande für die ganze Druckbranche ...«

»... einen Fußnotenroman müßte man schreiben, nix als Fußnoten zu Fußnoten, das wär's doch ...«

Endlich blieb ich an einer Kreuzung stehen, drehte mich einmal um die eigene Achse und zählte dabei die Buchläden, die sich in den abgehenden Straßen befanden: es waren einundsechzig. Das Herz schlug mir bis zum Hals. Hier schienen Leben und Literatur identisch zu sein, alles kreiste um das gedruckte Wort. Das war meine Stadt. Das war meine neue Heimat.

# I

## Das Gasthaus des Grauens

Ich entdeckte eine kleine Pension mit dem vielversprechenden Namen **Zur Goldenen Feder**, was angenehm altmodisch klang und sowohl an erfolgreiches Schriftstellerhandwerk als auch an eine geruh-same Nachtruhe auf daunengefüllten Kissen denken ließ.

Hoffnungsvoll betrat ich die düstere Empfangshalle und trat über muffige Teppiche an einen hölzernen Tresen, wo ich, da niemand erschien, eine kupferne Klingel betätigte. Sie hatte einen Sprung, und ihr dissonantes Schellen erfüllte die Halle. Ich drehte mich um und versuchte, in den Schatten der abgehenden Korridore heraneilendes Personal auszumachen. Aber es kam niemand, also wandte ich mich wieder zum Tresen – und da stand plötzlich zu meinem Erschrecken der Rezeptionist, als sei er gerade aus dem Boden gewachsen. Er war ein Nebelheimer, wie ich an seiner blassen Haut erkannte. Aus Sebag Seriozas vorbildlicher Novelle *Die feuchten Leute* hatte ich mir die nötigen Kenntnisse über Nebelheimer angelesen – diese etwas unheimliche zamonische Daseinsform war mir in den Straßen schon mehrmals begegnet.

»Ja, bitte?« fragte er, und es klang, als würde er sein Leben aus-hauchen.

»Ich ... suche ein Zimmer ...«, antwortete ich mit bebender Stimme – und kaum fünf Minuten später bereute ich bereits bitterlich, nicht auf der Stelle Hals über Kopf geflohen zu sein. Das Zimmer – für das ich auf Drängen des Rezeptionisten im voraus bezahlt hatte – entpuppte sich nämlich als Rumpelkammer der übelsten Sorte. Mit traumwandlerischer Sicherheit hatte ich mir die wahr-scheinlich übelste Absteige von ganz Buchhaim ausgesucht. Von wei-chen Daunen keine Spur, nur eine kratzige Decke auf einer modri-gen Matratze, in der es lebendig knisterte. Den Geräuschen nach zu urteilen, versuchte im Nachbarzimmer eine Horde Yetis mit den Möbeln zu musizieren. Die Tapete löste sich schmatzend von den Wänden, irgend etwas lief fiepsend unter dem Holzfußboden herum. Unerreichbar in der hohen Zimmerecke hing kopfüber eine einäugige weiße Fledermaus und wartete anscheinend darauf, daß ich einschlief, damit sie ihr grausiges Werk beginnen konnte. Dann erst bemerkte ich, daß die Fenster keine Vorhänge hatten. Garantiert würde hier ab fünf Uhr morgens die Sonne gnadenlos hereinbrennen und ich kein

Auge mehr zubekommen, denn schon beim geringsten Lichtstrahl kann ich nicht mehr schlafen. Schlafmasken lehne ich übrigens ab, seitdem ich einmal eine ausprobiert und dann am nächsten Morgen vergessen hatte, daß ich eine trug. Minutenlang befand ich mich in heller Panik, weil ich davon überzeugt war, über Nacht blind geworden zu sein. Ich bin herumgelaufen wie ein kopfloses Huhn und dabei so böse über einen Hocker gestürzt, daß ich mir das Schultergelenk auskugelte.

Aber ich hatte sowieso nicht vor, diese Nacht im Hotel zu verbringen. Ich konnte endlich mein Reisebündel ablegen und reinigte mich mit der brackigen Tunke aus der Waschschüssel oberflächlich vom Staub der Reise – das genügte für den Augenblick. Die Antiquariate von Buchhaim waren rund um die Uhr geöffnet, ich hatte Hunger, Durst und die unbändige Lust, die Nacht mit dem Stöbern nach Büchern zu verbringen. Ich wünschte der Fledermaus und den Yetis eine gute Nacht und stürzte mich wieder ins Getriebe.

Nur ein Bruchteil von Buchhaim, vielleicht gerade einmal zehn Prozent der Stadt, liegt an der Oberfläche. Die weitaus größeren Teile befinden sich unter der Erde. Wie ein monströser Ameisenbau verfügt sie über ein unterirdisches Tunnelsystem, das sich viele Kilometer nach unten erstreckt, in Form von Schächten, Schlünden, Gängen und Höhlen, die sich in einem unentwirrbaren gigantischen Knoten verschlingen.

Wie und wann dieses Höhlensystem entstanden ist, das vermag heute niemand mehr zu sagen. Manche Wissenschaftler behaupten, daß es zum Teil tatsächlich von einer prähistorischen Ameisenrasse stammt, von urzeitlichen Rieseninsekten, die es vor Jahrmillionen als Bau anlegten, um ihre gigantischen Eier darin zu verstecken. Die Antiquare der Stadt wiederum schwören darauf, daß das Tunnelsystem über Jahrtausende hinweg von vielen Generationen von Buchhändlern gegraben wurde, um Lager für antiquarische Bücher zu schaffen – was sicherlich für einige Bereiche des Labyrinths zutrifft, besonders für die, die sich dicht unter der Oberfläche befinden.

Es gibt zahllose Theorien, die diese Spekulationen mit weiteren anreichern. Ich persönlich hänge einer Mischtheorie an, nach der die ursprünglichen Tunnel tatsächlich von einer prähistorischen Insektenart gegraben und dann über die Jahrhunderte und Jahrtausende von zunehmend zivilisierteren Lebewesen ausgebaut wurden. Fest steht nur, daß diese Welt unter der Stadt existiert, daß sie bis auf den heutigen Tag noch nicht vollständig erschlossen ist und daß sie in vielen

Bereichen vollgestopft ist mit Büchern, die, je tiefer man in die Katakomben hinabsteigt, immer älter und wertvoller werden.

Wenn man so durch die Gassen von Buchhaim schlenderte, erinnerte einen nichts an das Labyrinth, das sich unter dem Kopfsteinpflaster erstreckte. Ich registrierte zu meinem Entzücken, daß ich in dieser Stadt voraussichtlich nicht zu verhungern brauchte. Neben den Kaffeeausschänken und Wirtshäusern gab es viele Straßenstände, an denen preiswerte Verpflegung in allen Variationen angeboten wurde. Gebratene Würste und gefüllte Stubenküken, in Lehm gebackene Bücherwürmer, gebratene Mäuseblasen, Dampfbier, Fliegende Fladen, heiße Erdnüsse, kalte Limonade. Alle naselang stand eine Käseschmelze, wo über einem kleinen Feuer in einem gußeisernen Topf Käse zerlassen wurde, in den man gegen geringe Bezahlung ein Stück Brot tunken konnte.

Ich kaufte mir einen ordentlichen Batzen Brot, tränkte ihn mit reichlich Käse, verschlang ihn mit gierigen Bissen und trank dazu zwei Becher kalte Zitronenlimonade. Nach den Tagen der Entbehrung auf der Wanderschaft brachte diese massive Zufuhr von Nahrung und Flüssigkeit mir zwar die erhoffte Sättigung, aber auch ein ungesundes Völlegefühl, das mich eine Weile ziemlich beunruhigte. Ich befürchtete, es könne der Ausbruch einer unheilbaren Krankheit sein – bis es sich nach einem etwa einstündigen Verdauungsspaziergang in ein paar rabiatischen Flatulenzen auflöste.

Was habe ich nicht alles auf diesem Spaziergang gesehen! Ich zwang mich immer noch, kein Antiquariat zu betreten, um nicht mit einem Riesenstapel Bücher bepackt ächzend durch die Gegend zu torkeln – überall lagen zu lachhaften Preisen die unglaublichsten Schätze aus: *Wo der Deich kreist* von Ektro Rückwasser, für fünf Pyras – handsigniert! *Die Katakomben von Buchhaim*, die vielgelobte Beschreibung der Zustände in den Buchhaimer Labyrinth, von Colophonius Regenschein, dem legendären Bücherjäger – für drei Pyras! *Disteln immerhin*, die Lebenserinnerungen des schwermütigen Superpessimisten Humri Schiggisal, für läppische sechs Pyras!

Ich befand mich im Schriftstellerelysium, daran bestand kein Zweifel. Selbst mit der schmalen Summe, die mir Danzelot hinterlassen hatte, hätte ich mir hier im Nu eine veritable Bibliothek zusammenkaufen können, die jeden Bewohner der Lindwurmefeste neidisch machen würde. Aber zunächst ließ ich mich einfach nur treiben.

Ein dezenter Klingelton verkündete meinen Eintritt, der vertraute Muff vertrockneter Schwarten erfüllte meine Nüstern, und einen Augenblick lang glaubte ich, alleine im Laden zu sein. Meine Augen gewöhnten sich nur langsam an die Düsternis, aber dann konnte ich erkennen, daß aus den grauen Schatten der Regale eine bucklige Gestalt trat, deren enorme Glupschaugen im Dunkeln leuchteten. Ich vernahm ein dumpfes, rhythmisches Knacken.

»Kann ich Ihnen helfen?« fragte der Gnom mit dünner und brüchiger Stimme, als würde er mit einer Zunge aus Pergament sprechen. »Sie interessieren sich für die Schriften von Professor Doktor Abdul Nachtigaller?«

Ach du meine Güte! Ich war in einen Laden geraten, der auf die Schriften dieses Spinners aus den Finsterbergen spezialisiert war. Ausgerechnet! Ich war nur wenig mit Nachtigallers Werk vertraut, aber das hatte gereicht, um mir zu zeigen, daß seine wissenschaftliche Sicht der Dinge von meiner poetischen Passion weit entfernt war.

»Nur oberflächlich«, entgegnete ich kühl. Nur schnell wieder raus hier, bevor ich mir aus purer Höflichkeit eine dieser unlesbaren Schwarten andrehen ließ.

»Ohne Oberfläche gibt es keine Tiefe«, erwiderte der Gnom. »Vielleicht interessiert Sie eine sekundärwissenschaftliche Arbeit, Nachtigallers Forschungen in Zamonischer Labyrinthik betreffend? Es ist eine hochinteressante Arbeit von Doktor Oztafan Kolibril, einem der begabtesten Nachtigaller-Schüler, und ich untertreibe nicht, wenn ich behaupte, daß man daraus einiges über die Entschlüsselung von Labyrinth erfahren kann.«

»Eigentlich interessiere ich mich nicht besonders für Labyrinth«, gab ich zurück und trat den Rückzug an. »Ich fürchte, ich bin im falschen Laden.«

»Oh, Sie interessieren sich nicht für die Wissenschaften? Sie suchen nach Belletristik? Eskapistische Literatur für Realitätsflüchtlinge? Sie suchen *Romane*? Da sind Sie bei mir tatsächlich an der falschen Adresse. Hier gibt es nur Sachbücher.« Es war nichts Feindseliges oder Arrogantes in seiner Stimme, es klang wie eine höfliche Information. Ich ergriff die Türklinke.

»Entschuldigen Sie bitte!« sagte ich blöde und drückte den Türgriff. »Ich bin neu in der Stadt.«

»Sie kommen von der Lindwurmefeste?« fragte der Antiquar.

Ich hielt inne. Eines der unabänderlichen Dinge im Leben eines aufrecht gehenden Dinosauriers ist, daß jeder auf den ersten Blick



seinen Geburtsort bestimmen kann. Ich hatte noch nicht herausgefunden, ob das ein Vorteil oder ein Nachteil war.

»Das ist wahrscheinlich nicht zu übersehen«, antwortete ich.

»Verzeihen Sie bitte meine etwas abfällige und pauschale Bemerkung über Romane. Ich mußte mir ein paar Floskeln zulegen, um die Touristen abzuwimmeln, die hier dauernd reinplatzen und nach signierten Erstausgaben von *Prinz Kaltbluth*-Romanen fragen. Auch wenn dies ein reines Sachbuchantiquariat ist: Ich habe durchaus schon so manchen Roman verschlungen, der von der Lindwurmefeste kam.« Die verhutzelte Gestalt beugte sich über einen mit Büchern beladenen Tisch und entzündete eine Kerze. »Und entschuldigen Sie bitte auch die schummrigen Lichtverhältnisse. Ich kann im Dunkeln besser denken.«

Die Flamme des entzündeten Dochtes warf ein dramatisches Licht auf das Gesicht des Gnoms, zunächst hell aufscheinend und nervös tanzend, dann immer schwächer und ruhiger werdend. Der Ladeninhaber war ein Eydeet, das konnte ich behaupten, ohne je zuvor einen gesehen zu haben. Die Kopfform, das wußte ich aus diversen Lexika, war unverwechselbar und ließ mich mindestens drei Gehirne darin vermuten. Jetzt wußte ich auch, daß das geheimnisvolle Knacken aus seinem Schädel kam. Man kann Eydeeten denken hören.

»Hachmed Ben Kibitzer mein Name.« Der Eydeet reichte mir ein dürres Bündel von Fingern, das ich behutsam schüttelte.

»Hildegunst von Mythenmetz.«

»Haben Sie schon veröffentlicht?«

»Nur innerhalb der Lindwurmefeste.«

»Dann werden Sie mir verzeihen, daß ich noch nichts von Ihnen gelesen habe.«

Ich lachte steif und kam mir vor wie ein Vollidiot. Ich war ein unbeschriebenes Blatt.

»Aber wie gesagt, die Literatur der Lindwürmer hat mich geraume Zeit meines Lebens beschäftigt. Ich habe eine Doktorarbeit über die Einwirkung des Kaltblutkreislaufs von dichtenden Großechsen auf die stilistische Konzinnität geschrieben.«

»Ach ja?« sagte ich, als wüßte ich, wovon er redete. »Und zu welchem Ergebnis sind Sie gekommen?«

»Zu dem, daß ein Kaltblutkreislauf der Ebenmäßigkeit und Harmonie einer Dichtung durchaus zuträglich sein kann. Lindwürmer sind geborene Dichter, das kann ich wissenschaftlich belegen.«

»Das ist sehr schmeichelhaft.«

»Ich bin tatsächlich der Meinung, daß diese Gattung rein organisch für schriftstellerische Arbeit geradezu geschaffen ist. Die lange Lebensdauer ist wichtig für handwerkliche Reife. Die Dreifingerklaue ist ideal zum Halten eines Schreibgeräts. Die dicke Echsenhaut ist das beste Mittel gegen schlechte Kritiken.« Der Eydeet kicherte. »Die Lindwurm feste hat einige der besten Romane der zamonischen Literaturgeschichte hervorgebracht. *Glückloser Raum* von Sartorius von Jambendrechtsler. Oder *Die Mondscheingefüllten* von Hartheim von Reimgießer! *Flamingostehen* von Hyldia von Dramengerber! *Die ungereimte Nacht! Austerngesang! Spröde Köder!* Und den *Ritter Hempel* von Gryphius von Odenhobler nicht zu vergessen.«

»Sie kennen den *Ritter Hempel*?«

»Allerdings! Erinnern Sie sich an die Stelle, wo dem Ritter die Brille in die Rüstung fällt und er praktisch blind das Lanzenduell ausfechten muß? Oder die, wo ihm der Unterkiefer durch einen Keulenhieb ausgerenkt wird und er sich ein Kapitel lang nur durch Zeichensprache verständigen kann? Was habe ich gelacht! Ein Meisterwerk der Hochkomik!«

So weit war ich in dem Roman nicht vorgedrungen. Ich hatte die langweilige Schwarte, nachdem Danzelot sie mir aufgedrängt hatte, nach hundert Seiten, die ausschließlich aus einer Anleitung zur Lanzenpflege bestanden, entnervt in die Ecke gefeuert.

»Natürlich«, log ich. »Der Unterkiefer. Zu köstlich!«

»Man muß sich erst mal durch die hundert Seiten Anleitung zur Lanzenpflege gequält haben«, sagte Kibitzer, »aber danach geht es richtig zur Sache. Das Kapitel, in dem der Dichter hundertfünfzig Seiten lang ohne den Buchstaben E auskommt – ein Geniestreich der Lipogrammatik!«

Der Eydeet räusperte sich und zitierte:

»Das Huhn, das kommt zu Tisch  
und spricht:  
›Dort wohnt das Glück,  
wo Huhn zu Tisch  
so pünktlich ist!«

Ich lächelte kennerhaft. »Ja, ja ...«, sagte ich. »Ein Geniestreich.« Nie gelesen, den Quatsch!

»Aber nicht nur Romane!« rief Kibitzer, in Fahrt geraten. »Es gibt ja auch ausgezeichnete Sachbuchliteratur aus der Lindwurm feste. *Vom*

*Gartengenuss* zum Beispiel. Ein Meilenstein der Beschreibung domestizierter Natur.«

Ich war verblüfft. »Sie kennen Danzelot von Silbendrechsler?« Endlich ließ ich die Klinke los.

»Kennen? Sie scherzen wohl. Ich könnte ihn im Schlaf aufsagen:

**So bleibt uns zur Beruhigung nur die Natur. fast instinktiv treten wir hinaus ins Freie, draußen im Garten, beim Rauschen der Bäume und unter den Sternen atmen wir freier – dort wird's uns leichter ums Herz. Von den Sternen kommen wir, zu den Sternen gehen wir. Das Leben ist nur eine Reise in die fremde.«**

Dieser kleine Eydeet kannte das Werk von Danzelot besser als ich. Eine Träne kullerte aus meinem linken Auge.

»Aber Sie schätzen ihn wohl ebenfalls! Wenn ein Zitat aus seinem Werk solch eine emotionale Wirkung bei Ihnen hervorruft. Das macht Ihre Unkenntnis des *Ritter Hempel* gleich wieder wett.«

Ich zuckte zusammen. Verdammt – diese Eydeeten konnten ja Gedanken lesen, das hatte ich vergessen! Ich mußte vorsichtiger mit dem sein, was ich hier dachte.

»Man kann sein Denken nicht unterdrücken wie das Sprechen«, lächelte Kibitzer. »Aber Sie brauchen sich nicht anzustrengen. Ich weiß schon jetzt so viel über Sie, daß ich mir das Gedankenlesen sparen kann. Sie kennen Danzelot von Silbendrechsler persönlich, stimmt's?«

»Er war mein Dichtpate. Er ist kürzlich verstorben.«

»Oh. Wirklich? Bitte verzeihen Sie meine unsensible Frage! Mein aufrichtiges Beileid. Der Mann war ein Genie.«

»Danke. Er selber hätte das nicht von sich behauptet.«

»Das macht ihn um so bedeutender. Wenn man ein solches Potential hat, wie *Vom Gartengenuss* ahnen läßt, und sich dann doch auf dieses eine Buch beschränkt – das ist wahre Größe.«

Ich wünschte, Danzelot hätte diese Worte zu Lebzeiten vernommen. Mir kamen schon wieder die Tränen.

»Aber setzen Sie sich doch! Wenn Sie den langen Weg von der Lindwurmefeste kommen, müssen Sie erschöpft sein. Möchten Sie einen Muskatkaffee?« Der Antiquar wackelte zu einer Kaffeekanne, die auf einem Bücherregal stand.

Urplötzlich wurden meine Glieder schwer. Seit dem Morgen grauen war ich gewandert, hatte mich im Hotel kaum ausgeruht und

war dann noch stundenlang in der Stadt herumgelaufen. Seine Worte machten mir bewußt, wie übermüdet ich war. Ich setzte mich auf einen Stuhl und wischte mir die Tränen aus den Augen.

»Keine Angst, ich werde wirklich nicht weiter in Ihren Gedanken forschen«, sagte Kibitzer, als er mir eine verlockend duftende Tasse Kaffee reichte. »Darf ich Sie daher auf dem herkömmlichen Weg fragen, was Sie nach Buchhaim führt? Ich tue das nicht aus Neugier. Vielleicht kann ich Ihnen ja helfen.« Er sah mich freundlich lächelnd an.

Vielleicht, dachte ich, hat mich eine gütige Vorsehung in diesen Laden gelenkt. Wenn ich hier schon so etwas wie einen Freund von Danzelots Dichtung gefunden hatte, warum nicht gleich bei ihm mit der Suche beginnen?

»Ich suche einen Schriftsteller.«

»Dann ist Buchhaim sicher ein besserer Ort als, sagen wir mal – die Friedhofssümpfe von Dullsgard.« Das Lachen des Eydeeten über seinen eigenen Witz klang wie ein Asthma-Anfall. Ich kramte das Manuskript hervor.

»Vielleicht lesen Sie mal. Ich suche die Person, die das geschrieben hat. Ich kenne weder ihren Namen, noch weiß ich, wie sie aussieht. Ich weiß nicht mal, ob sie überhaupt noch lebt.«

»Sie suchen ein Phantom?« Der Eydeet grinste. »Na, dann lassen Sie mal sehen.«

Der Antiquar überprüfte zunächst die Papierqualität, indem er ein Blatt zwischen den Fingerspitzen rieb, eine berufstypische Handbewegung. »Hm. Gralsonder Hochfeinbütten«, murmelte er. »Obholzer Papierwerke, zweihundert Gramm.« Er beschnüffelte das Manuskript. »Leicht übersäuert. Ein Pfrsichton. Birkenholz, ein Hauch von Fichtennadeln. Das Bleichmittel war unterprozentig angerührt. Holz ein wenig an den Kanten.« Das war das Kauderwelsch der Buchhaimer Antiquare, wie ich es auch schon auf der Straße bei den fliegenden Händlern gehört hatte.

Kibitzer fuhr mit dem Zeigefinger über den Schnitt. »Unruhiger Beschnitt, alle fünf Millimeter eine Kerbung. Die Maschine war schon überaltet. Wahrscheinlich eine 556er Fadenschneidemaschine. Die Linierung ist noch mit Oktopustinte gedruckt, daraus schließe ich ...«

»Vielleicht sollten Sie mal reinlesen«, wagte ich zu unterbrechen.

»Hm?« Er schien aus einer Trance zu erwachen und startete lange die Schrift auf der ersten Seite an. Offensichtlich bestaunte er genau wie ich zuvor die Schönheit der kalligraphischen Erscheinung des Manuskripts. Dann fing er endlich an zu lesen.

Nach ein paar Augenblicken begann er, die Sätze mitzubrummen wie eine Partitur, und er benahm sich, als sei ich gar nicht anwesend. Er lachte mehrmals heiser auf, rief: »Ja! Ja! Genau!« und schien hoch-erregt. Was dann folgte, kam mir vor wie eine Imitation meiner eigenen Reaktionen, die ich bei der Lektüre des Briefes auf der Lindwurm-feste gezeigt hatte. Er wechselte fast übergangslos von Lachanfällen zu Tränenausbrüchen, keuchte atemlos, schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn und stieß immer wieder Rufe der Zustimmung und Begeisterung aus: »Ja doch! Ja! Ist das gut! So ... vollkommen!« Dann ließ er das Blatt sinken, blieb minutenlang schweigend sitzen und starrte ins Dunkel.

Ich wagte, mich zu räuspern. Kibitzer erschrak, sah mich mit seinen großen leuchtenden Augen an, deren bernsteinfarbene Pupillen zitterten.

»Und? Kennen Sie den Autor?« fragte ich.

»Das ist ungeheuerlich«, murmelte Kibitzer.

»Ich weiß. Wer immer das geschrieben hat, er ist ein Gigant.«

Kibitzer gab mir das Manuskript zurück und verengte seine Augen zu schmalen Schlitzern. Im ganzen Laden wurde es dunkler.

»Sie müssen Buchhaim verlassen«, flüsterte er. »Sie sind in großer Gefahr!«

»Was?«

»Bitte verlassen Sie meinen Laden! Kehren Sie auf der Stelle zurück in die Lindwurm-feste! Oder sonstwohin, aber verschwinden Sie auf jeden Fall aus der Stadt! Gehen Sie auf gar keinen Fall in irgendein Hotel! Zeigen Sie niemandem das Manuskript! Nie-man-dem, verstehen Sie? Vernichten Sie es! Fliehen Sie aus Buchhaim, und zwar so schnell wie möglich!«

Das war eine ganze Reihe von Empfehlungen, die alle genau in die entgegengesetzte Richtung von dem zielten, was ich eigentlich vorhatte. Erstens wäre ich gerne noch ein wenig in diesem Laden geblieben, um mit dem netten Eydeeten zu plaudern. Zweitens war ich heilfroh, der Lindwurm-feste endlich den Rücken gekehrt zu haben, und ich würde den Teufel tun, dorthin zurückzukehren. Drittens wollte ich selbstverständlich irgendwann in mein Hotel gehen, denn dort befanden sich meine Sachen. Viertens hatte ich durchaus vor, jedem, der es sehen wollte, das Manuskript zu zeigen. Fünftens würde ich natürlich niemals das makelloseste Stück Literatur vernichten, das ich jemals gesehen hatte, und schließlich wollte ich sechstens auf keinen Fall diese großartige Stadt verlassen, die die Erfüllung all meiner Träume zu sein

schien. Aber bevor ich auch nur einen einzigen Punkt meiner Entgegnungen aussprechen konnte, hatte mich der Gnom schon aus dem Laden geschubst.

»Bitte entsprechen Sie meinen Empfehlungen!« flüsterte er, während er mich aus der Tür schob. «Verlassen Sie die Stadt auf schnellstem Wege! Auf Wiedersehen. Nein: Auf Nimmerwiedersehen! Fliehen Sie! Fliehen Sie, solange es noch geht! Und meiden Sie den Dreikreis!«

Dann knallte er die Tür zu, verriegelte sie von innen und hängte das Schild »Geschlossen« ins Fenster. Im Laden wurde es noch dunkler als zuvor.



## Colophonius Regenschein

Verstört irrte ich durch die umliegenden Gassen. Dieses Wechselbad der Gefühle war in dem heimatlosen und erschöpften Zustand, in dem ich mich befand, zuviel gewesen, oh meine treuen Freunde. Zuerst die schmerzliche Erinnerung an Danzelot, dann die gastfreundliche Behandlung durch Kibitzer, und kurz darauf der rabiate Rausschmiß ... Was für ein ungehobelter verschrumpelter Knilch!

Mir war bekannt, daß Antiquare – und insbesondere die von Buchhaim – zu exzentrischem Verhalten neigten, das diktierte ja sozusagen die Berufsehre. Aber was hatte Kibitzer damit gemeint, ich solle den Dreikreis meiden? Meinte er das Zeichen auf seiner eigenen Tür? Wahrscheinlich war er nur ein verwirrter Sonderling mit ausgeprägten Gemütschwankungen. Kein Wunder, bei der ständigen Lektüre von Professor Doktor Abdul Nachtigallers hirnerbrannten Schriften!

Ich versuchte, die Erinnerung an den Vorfall abzuschütteln, indem ich mir einen Plan für mein weiteres Vorgehen machte. Ich benötigte zunächst mehr Kenntnisse über diese Stadt und ihre ungeschriebenen Gesetze. Ich brauchte einen Reiseführer, eine Stadtkarte, und vielleicht gab es sogar so etwas wie schriftlich niedergelegte Benimmregeln für den Antiquariatsbesuch. Möglicherweise hatte ich nur ahnungslos gegen irgendwelche Regeln verstoßen, die ausschließlich hier galten.

Bei diesen Überlegungen kam mir das Schaufenster mit Colophonius Regenscheins Buch in den Sinn: *Die Katakomben von Buchhaim*.

Das war ein Werk, in dem angeblich den Geheimnissen der Stadt auf die Pelle gerückt wurde. Ich wollte es erwerben und mir bei ein paar Tassen Kaffee zu Gemüte führen, in einem gutgeheizten Ausschank. So könnte ich über Nacht zu einem Buchhaim-Experten werden und mir dieselbe um die Ohren schlagen – ohne sie in der zweifelhaften Gesellschaft der weißen Fledermaus und der randalierenden Yetis im Hotel *Zur Goldenen Feder* verbringen zu müssen. Am nächsten Morgen würde ich mir dann meine Sachen abholen und das Gasthaus wechseln.

Ich fand das Antiquariat recht schnell wieder, das Buch lag noch im Fenster, ich zahlte den läppischen Preis, nahm noch eine Stadtkarte und einen Antiquariatsführer dazu und trug meine Schätze in einen benachbarten Kaffeeausschank. Im Lokal wurde gerade eine nächtliche Dichterlesung abgehalten, was bedeutete, daß sich alle halbe Stunde ein anderer armer Poet auf den Tisch stellte und Gedichtetes vortrug, für das man ihn auf der Lindwurmefeste mit Teer getüncht und von den Zinnen gestürzt hätte.

Stauend stand ich lange vor einer mit Kreide beschriebenen Tafel, auf die all die Köstlichkeiten geschrieben waren, die man bestellen konnte. Die Fülle der Speisen mit ihren literarischen Namen stürzte mich in Verwirrung: *Tintenwein* und *Schmöckerkaffee*, süßes Eßpapier, das man auch beschreiben konnte, *Musenkußkakao* und *Ideenwasser* (letzteres in Wirklichkeit ein brutal hochprozentiger Schnaps), *Gruselpralinen* mit Überraschungsfüllung (zur Lektüre von Horrormomanen, manche waren mit Essig, Lebertran oder getrockneten Ameisen gefüllt), siebzehn Gebäcksorten, die nach verschiedenen klassischen Dichturfürsten benannt waren, zum Beispiel *Ojahn-Golgo-van-Fontheweg-Schnecken* und *Dölerich-Hirnfidler-Kekse*. Gerichte mit den Namen populärer Romanhelden oder -autoren, wie *Prinz-Kaltbluth-Pastete* oder *Stopfnudeln Kainomaz* befriedigten die Bedürfnisse nach deftiger Kost. Aber es gab auch einen leichten *Silbensalat* aus Buchstabennudeln und Trompaunenzpilzen. Mir schwirrte der Schädel.

Endlich riß ich mich zusammen und bestellte. Ich hockte mich mit einem Riesenkrug *Vanillemilchkaffee »Inspiration«* und einem *Dichterlocke* genannten Süßgebäck an einen Tisch in der äußersten Ecke des Ladens, direkt neben dem knackenden Ofen. Ich trank vom Kaffee, biß in die köstliche Dichterlocke, holte *Die Katakomben von Buchhaim* hervor und fing an zu lesen.

Ein Zwerg mit unangenehm hoher Kopfstimme gab gerade ein ausuferndes Essay über seine Ablehnung von Badeschwämmen zum

viele seiner Artgenossen nutzte er diese Gabe, um als Zahlenkünstler in Gaststätten sein Geld zu verdienen – er multiplizierte im Kopf hundertstellige Zahlen, während er mit rohen Eiern jonglierte. Aber als er in Buchhaim eintraf, war gerade der Streit zwischen der Zamonischen Urmathematik und der Druidenarithmetik entbrannt, der die ganze Bevölkerung Zamoniens in zwei unversöhnliche Lager spaltete, weshalb beinahe jeder Auftritt eines Zahlenkünstlers mit einer Massenschlägerei endete. Wenn damals ein Hundling nur seine Schnauze durch eine Kneipentür steckte, schleuderte ihm der Wirt einen Krug entgegen.

Taron Trekko drohte zu verhungern, und das mitten in einer Stadt, in der es von Gaststätten und amüsierwilligem Volk nur so wimmelte. Aber er bekam schnell heraus, womit man in Buchhaim wesentlich mehr Geld machen konnte als mit Zahlenspielchen für Betrunkene – nämlich mit raren Büchern. Darauf zu kommen war kein Kunststück, denn Bücher verkaufte hier beinahe jeder. Aber da gab es eine Sorte von ganz besonders seltenen Exemplaren, für die immer eine große Nachfrage bestand. Das waren die Bücher der *Goldenen Liste*.

Die Bücher, die auf dieser Liste versammelt waren, bekam man in keinem Antiquariat Buchhaims zu kaufen. Nur ganz selten tauchte tatsächlich einmal eines von ihnen auf und wurde sogleich von einem reichen Sammler ersteigert – es waren Legenden, die überall Begehrlichkeiten erregten, vergleichbar etwa mit dem Riesendiamanten der Lindwurmfeste. *Das Blutige Buch* gehörte dazu, *Die Dämonenflüche des Nokimo Norken* oder das *Handbuch der gefährlichen Gesten* – und noch ein paar hundert Titel mehr.

Eine besondere Art von Glücksrittern – man nannte sie die Bücherjäger – hatte sich darauf spezialisiert, in den Eingeweiden Buchhaims nach diesen kostbaren Werken zu fahnden und sie an die Oberfläche zu bringen. Manche Bücherjäger waren von Sammlern oder Buchhändlern angeheuert worden, andere suchten auf eigene Faust. Die Belohnungen, die für die Beschaffung der Bücher der *Goldenen Liste* ausgesetzt wurden, waren so astronomisch, daß schon ein einziges gefundenes Exemplar einen Bücherjäger reich machen konnte.

Dies war ein gefährlicher Beruf – der gefährlichste von ganz Buchhaim. Die Suche nach einem verschollenen Buch mögt ihr euch, meine tollkühnen Gefährten, als langweilige Feierabendbeschäftigung eines vertrottelten Antiquars vorstellen, aber hier in den Abgründen



dieser geheimnisvollen Stadt war sie mit mehr tödlichen Risiken verbunden als die Jagd auf Kristallskorpione in den Glasgrotten der Dämonenklamm. Denn in den Katakomben von Buchhaim wimmelte es von Gefahren ganz eigener Art.

Man sagte den Labyrinth Verbindungen zu *Untenwelt* nach, jenem geheimnisvollen Reich des Bösen, das sich angeblich unterhalb von Zamonien erstreckte. Aber die Bedrohungen, die im Dunkel unter der Stadt lauerten, waren laut Colophonius Regenscheins Buch konkret und gefährlich genug, um auf die Unterstützung durch Ammenmärchen verzichten zu können.

Wann die allerersten Bücherjäger in die Dunkelheit hinabgestiegen sind, ist heute nicht mehr genau zu bestimmen. Man vermutet, daß es etwa zeitgleich mit dem Entstehen des professionellen Antiquarismus in Buchhaim gewesen sein muß. Über viele Jahrhunderte, ja, Jahrtausende war diese Stadt der Knotenpunkt des Buchhandels in Zamonien: von der Zeit an, in der die ersten handgeschriebenen Bücher auftauchten, bis hin zu den heutigen Tagen der Massenproduktion.

Schon sehr früh hatte man herausgefunden, daß die trockenen klimatischen Verhältnisse der Labyrinth ideal zur Aufbewahrung von Papier waren. Ganze Staatsbibliotheken wurden darin untergebracht, Fürsten versteckten dort ihre literarischen Schätze, Buchpiraten ihr Raubgut, Buchhändler ihre Erstausgaben, Verlage ihre Bestände.

Anfangs war Buchhaim gar keine richtige Stadt, sondern existierte fast nur unterirdisch, in Form von bewohnten Höhlen, die durch künstliche Tunnel, Schächte, Stollen und Treppen immer enger miteinander verbunden wurden und in denen Stämme und Banden der unterschiedlichsten Daseinsformen lebten. An der Oberfläche gab es nur die Höhleneingänge und ein paar Hütten, erst mit der Zeit wuchs daraus die oberirdische Stadt, bis sie schließlich die heutige Größe erreicht hatte.

Es gab eine wilde, anarchische Epoche in der Geschichte Buchhaims. Eine Zeit ohne Gesetz und Ordnung, in der in den Labyrinth Überfälle und Beutezüge, Mord und Totschlag, ja, regelrechte Kriege um wertvolle Bibliotheken an der Tagesordnung waren. Kriegsfürsten und rücksichtslose Buchpiraten regierten die Katakomben, die sich untereinander bis aufs Blut bekämpften und sich die Schätze gegenseitig immer wieder entrissen. Bücher wurden verschleppt und vergraben, ganze Sammlungen von ihren Besitzern mutwillig verschüttet, um sie vor den Piraten zu verstecken. Reiche Buch-

